

# Deutsche Fahrten.

Reisebeschreibungen.

Von

**Franz Schuselka.**

I. Band.

**Vor der Revolution.**

**W i e n.**

**Jasper, Hügel & Manz.**

1849.

225. J.

Die Kräfte haben sich erschöpft...

### Eine Nibelungenfahrt.

Das Dasein des Liedes selber beweist...

Das Lied selbst aber, welches in dieser kritischen...

Die Kritiker haben viel Gelehrsamkeit darüber verstritten, wer der Dichter des Nibelungenliedes sei. Es wurde ein wahrer Vernichtungskrieg geführt, und das tiefsinnige Urtheil der Kritik lautet fast einstimmig dahin, daß gar niemand das Nibelungenlied gemacht habe! Wünschen wir uns Glück, daß die Kritiker nicht auch das Dasein des Liedes selber hinwegdisputirt haben. Das deutsche Volk hat alle Ursache, das, was ihm in seiner Geschichte lieb und werth ist, mit seinem eigenen Leib und Leben zu decken, sonst geht in der kritischen Retorte alles in Sage und Mythe auf.

Das Lied selbst aber, welches in dieser kritischen Frage doch gehört werden muß, beweist unwiderleglich, daß es von einem Österreicher gedichtet ist, und dies kann nicht leicht ein anderer als Heinrich von Ofterdingen (Efferdingen) sein. Das Lied stammt aus Österreich, weil das ganze österreichische Donauthal von Passau bis Hainburg mit sichtlicher Heimatsliebe darin aufgenommen ist. Während der Dichter die Nibelungenfahrt sonst,

was das Örtliche betrifft, nur in großen ungenauen Zügen schildert und nur wenige allbekannte Städte nennt, begleitet er im österreichischen Donauthal den Zug von Nachtlager zu Nachtlager und nennt Städtchen und Flecken, die nur einem Österreicher bekannt sein konnten, wie sie selbst heutzutage nur der Österreicher kennt.

Dadurch gewinnt das ohnehin so interessante Donauthal von Passau bis Hainburg einen ganz eigenthümlichen historisch poetischen Reiz. Dies bewog uns, eine Nibelungenfahrt zu unternehmen und all die Orte zu sehen, wo die schöne Kriemhilde mit ihrem ritterlichen Begleiter, dem biderben Markgrafen Rüdiger von Böhmlarn, gewohnt. Wir gehörten auf diesem Zuge natürlich nicht lediglich der Nibelungen = Vergangenheit an, sondern beachteten auch die österreichische lustige und traurige Gegenwart, ja lugten sogar in die deutsche Zukunft dieser Gegenden.

Passau verlor sogleich sein schwarzes Pfaffendunkel, als wir es im Nibelungenlicht betrachteten.

Aventiure XXI. heißt es: \*)

---

\*) Wir geben bei unsern Citaten aus dem Nibelungenlieden von Hagen hergestellten Urtext mit einiger Modernisirung. Er ist größtentheils leicht zu verstehen, und einzelne Schwierigkeiten bewirken, daß man aufmerkamer und mit mehr Pietät liest, wodurch allein der ehrwürdige Geist des Gedichtes erfaßt werden kann.

»Do sie über Quonouwe komen in Beyer lant,  
do wurden distu märe witen bekant,  
daz zen Hiunen vüre Kriemhielt diu Königin.  
Des vröute sich ir oheim, ein Bischof, der hiez Pilgerin.

In der stat ze Pazzouwe was er bischof.  
Die herberge wurden laere und ouch des vürsten hof,  
sie ilten gegen den gesten uf in Beyer lant,  
da der bischof Pilgerin die schöne Kriemhilde vant.

Sinem ingesinde was daz nicht ze leid,  
daz si ir volgen sahen so manige schöne meid;  
do trute man mit ougen der edeln ritter kind,  
vil riche herberge gap man den edeln gesten sint.

Diu vrouwe mit ir oheim ze Pazzouwe reit;  
ez was den burgeren darinne niht ze leit,  
daz dar komen solde des vürsten Schwester kint,  
si wart vil wol empfangen von den koufliuten sint.

Der Bischof wünschte sehr, daß seine schöne Nichte bei ihm bleiben möchte, aber Markgraf Rüdiger sprach: »en enmak nicht ergan; wir muezen nider reiten in der Hiunen lant, uns wartet vil der Degene.« Der Bischof aber konnte sich von der Holdseligen nicht trennen, daher begleitete er sie des andern Tages nach Ewerdingen und Tags darauf über die Traun bis nach Enns. »Do sah man uf gespannen hütten und gezelt, da die geste solden die nachtselde han; von Kuedegers vrienden wart in dienste vil getan.« Hier kam auch die schöne Gode-

linde, Rüdigers Hausfrau, von Böchlarn herauf, den werthen Gästen entgegen und brachte ein gar anmuthiges Frauengefolge mit. Des freuten sich die mannlichen Degen gar sehr, sie pflogen Ritterschaft und ritten vor den Frauen um Preise. »Daz sach vil manik meid, ouch was der helden dienest den schönen vrouwen niht ze leid.« Aber

„Der vogt von Bechelaren zuo sine wibe reit;  
der edelen markgravinne was daz niht ze leit,  
daz er so wol gesunder was von Kine komen,  
ja was ir vil ir sorgen mit grozen vröuden benomen.“

Als Kriemhild die Godelinde erblickte, hielt sie ihr Pferd an, und ließ sich aus dem Sattel heben. Die beiden Frauen grüßten und küßten sich gar inniglich. Frau Godelinde sprach: Nu wol mich lieb in vrouwe, da ich in wern schoenen lip han in diesen landen mit vröuden gesehn! mir enkuade in disen ziten nimmer lieber gesehn.« — »Nu lon in Gott,« sprach Kriemhilt, »vil edel Godelint, sol ich gesunt beliben, ez mag in komen ze liebe.« — Und »zuo z' einander si saz en uf den kle; di gerne vrouwen sahen, den was daz niht ze we.« —

Das Feld bei Enns hat schon ernstere Waffenspiele gesehen als jene zur Feier von Kriemhildens Brautfahrt. Hier lag Karl der Große verschanzt, als er sich durch dreitägiges Fasten und Beten zum Vernichtungskampf gegen die Awaren die Weihe gab. Später thürmte sich die Ennsburg den wilden Ungarn entgegen. Bis hierher

stürmten im Jahre 1552 die Türken. Im Bauernkriege verannten Stephan Fadinger und Wurm das feste Enns. Im Jahre 1809 hielt hier Napoleon Lagerstand auf seinem Zuge gen Wien. Und schon die kriegsherrschenden Römer hausten in dieser Gegend. Ringsum ist der Boden reich an Überbleibseln aus der Römerzeit. An der Donau unten liegt Pösch, das alte Laureacum, wo eine Donauflotte in der Strombucht des Enghafens gelegen.

Enns liegt auf steiler Höhe und herrscht weithin über die prächtige, reichgesegnete Gegend. Tief unten drängt sich die Enns mit mächtigen Wogen der Vereinigung mit dem Zukunftsstrome Deutschlands zu. Fernher grüßen die gewaltigen Bergriesen; ganz nahe leuchten die Thürme des reichen Augustinerklosters St. Florian aus den Hügeln hervor. In dieser Propstei kann man sehen, wie das theoretische Gelübde der Armuth praktisch verstanden wird. Wenig Fürstensitze gleichen diesem Kloster.

Wir saßen in der Wirthsstube zu Enns und vertieften uns in die Thatenkunde der großen Vorzeit, während uns Schwärme zudringlicher Fliegen an die kleinliche Gegenwart erinnerten. Im Mittelalter war Enns ein bedeutender Handelsplatz; jetzt ist es ein dörflicher Flecken. Es ist traurig bezeichnend für die Zustände Oesterreichs, daß es auf seinem reichen Gebiete so wenig

bedeutendere Städte hat und hierin selbst von den dürftigen Marken an der Nord- und Ostsee übertroffen wird. Nur das lombardisch-venetianische Königreich macht hiervon eine Ausnahme, aber eben nur deshalb, weil es nicht echt österreichisch ist. Im eigentlichen Österreich kommt auf jede Provinz kaum eine Stadt von etwas regerem Leben. Und wie dürftig ist selbst dieses Leben! Welch kleine Rolle spielen Klagenfurt, Laibach, Innsbruck, Brünn, ja selbst Linz, Grätz und Prag neben deutschen Städten gleicher Größe, selbst wenn diese nicht Provinzial-Hauptstädte sind! Und dabei denken wir natürlich gar nicht an ein geistiges oder politisches Leben, sondern lediglich an den gewöhnlichen bürgerlichen Verkehr. Woran liegt wol die Schuld dieses traurigen Zurückseins Österreichs? Gewiß nur an dem System, welches das Volksleben lediglich zum papiernen Aktenleben macht, jede freie Thätigkeit verpönt, und namentlich die Selbständigkeit der Stadtgemeinden ganz unterdrückt hat. Wieviel dadurch die Regierung sich selber geschadet, um wieviel reicher und mächtiger sie wäre, wenn sie viele reiche und mächtige Städte hätte, das ist für sich einleuchtend.

Solches und ähnliches räsonnirten wir in der schmutzigen Gaststube zu Enns. Dabei umsummten uns die Fliegen immer toller, stachen uns immer giftiger. Sie wurden uns endlich nicht nur lästig, sondern geradezu un-



heimlich. Es kam uns vor, als ob in diese gaukelnden Wesen der kleinliche Patriotismus vieler Österreicher gefahren wäre, die über jede Kritik, die ein Fremder über Österreich ausspricht, in officiellen Zorn gerathen. Sie selber umsummen mit beißender Kritik alle und jeden, sie wagen es, sich selbst großen Herren auf die Nase zu setzen; sticht aber ein Ausländer, zumal ein Deutscher in das österreichische Wespennest, dann fällt der Wespen-schwarm über ihn her und beißt ihn hinaus. Je länger wir mit den schwarzen Ungethümchen kämpften, desto mehr fürchteten wir uns vor ihnen. Zuletzt erschienen sie uns als allgegenwärtige Spione, die nur deshalb unsern Köpfen so arg zusetzten, uns unter die Haare krochen, in die Augen flogen, in Ohren und Nase kitzelten, auf der Stirn mit gierigem Saugrüssel herumliefen, um unsre ausländischen Gedanken einzufangen, und damit nach Österreich unter der Enns zu fliegen, und in der Herrengasse zu Wien die weißen Blätter der Polizei-Rapporte zu beflecken. Schnell zahlten wir unsre Zeche und retteten uns hinaus aufs freie Feld. Da leuchtete die Sonne vom klaren Himmel herab, und nicht durch erblindete vergitterte Fenster; da jubelten die Lerchen; da wogte das Fruchtfeld; da rollte der Strom in ungehemmter Kraft; da ragten die Bäume himmelan; da athmete die ganze Natur Freiheit und Lebenslust.

Und unserm geistigen Auge erschien wieder die Mißbelungenwelt. Wir sahen wieder die reizende Kriemhilde

und die tugendfame Frau Godelind und all die holden Frauen rheinischen und österreichischen Geblütes. Da waren Männer mit scharfen Waffen; aber keine polizeiliche Stechfliegen.

Wir schlossen uns dem aufbrechenden Brautgesolge an, um hinabzuziehen in das festlich geschmückte Böchlarn, wo Rüdigers holdes Töchterlein mit vielen Dienern und Mägden emsig waltete, um die edlen Gäste würdig zu empfangen. Es war ein weiter Ritt von Enns bis Böchlarn; aber die Frauen saßen gut zu Pferde, und die edlen Thiere trugen ihre süße Last mit freudebezügelter Kraft. Die Schönheit der Landschaft machte die Länge des Weges vergessen. Die Straße zog bald durch reiche Gartengründe, bald über freie Höhen hin, von denen man weit die Gaue überblickt, durch welche die Donau wie ein glänzender Himmelsstreif hinzieht. Oft haben die Nibelungen wie wir ausgerufen: Welch ein herrliches und frauliches Land! Und wie mochten Herr Rüdiger und Frau Godelinde sich gefreut haben, daß ihre Heimat den Gästen aus dem schönen Rheinland so wohl gefiel! Als sie in die Nähe des Städtchens kamen, da ging des Markgrafen Tochter mit ihrem Gefolge entgegen »da si die küniginne vil minneklich enpfie.«

»Sie viengen sich bi henden unde giengen dan  
in einen palas witen, der was vil wol getan,  
da die Cuonouwe unden hine vloz:  
si sazen gein dem luste und heten kurzewile groz.«

»Wes si nu mere pflagen, des enkan ich nicht gesagn,«  
gesteht der Dichter. Er erzählt nur, daß Kriemhild durch  
Liebe und königliche Freigebigkeit alle bezauberte. »Alle  
die si gesehen, die machte si ir holt.« Dagegen erwies  
sich auch Frau Godelind den Gästen vom Rhein gar  
edel dienstfertig und freigebig, so daß man in Kriem-  
hilds Gefolge sehr wenige fand, die nicht Edelsteine oder  
viel herrliche Gewänder zum Geschenk bekommen hätten.  
Rüdigers Tochter aber

»sprach zer küniginne: »swenne inch nu dunket guot,  
ich weiz wol, daz ez gerne min lieber vater tuot.

daz er mich zuo zi'u sendet in der Hiunen lant «

daz si ir getriuwe wære, vil wol daz Kriemilt ervant.«

Endlich mußte man scheiden, denn »die ros bereitet  
waren vür Bechelaren komen.« Da schied »vil manik  
schöne magedin« mit wehmüthigem Gruße von dem lie-  
ben Böchlarn. Und sie ritten hinab, immer am schönen  
Donauufer bis Melk.

»Uzer Medelike uf handen wart getragen

manik goldvaz riche darinne bracht' man win

den gesten uf die straze und bat si willekommen sin.«

In Melk saß Graf Astolt; der wies die Nibelungen  
die Straße an der Donau nieder ins »Osterlant« nach  
»Mutaren« (Mautern). Hier erst gedachte Bischof Pil-  
gerin seines verlassenen Seelenhirtenamtes, und wie  
schwer es ihm auch fallen mochte, er schied nun »von  
siner nisteln« (Nichte). Doch hatte er noch ein geistli-

ches Anliegen bei Kriemhilde. »Daz si den künig« (Ghel) »bekerre, wi vast er ir daz riet!« —

In Melf thront auf stolzer Höhe majestätisch die Benediktiner-Abtei. Der Donaufahrer blickt staunend zu diesem Mönchspalast auf; und wenn er hinansteigt und die reichen Kunstgärten, die Brunnensäle und Schatzkammern sieht, und nur an einem gewöhnlichen Mittagstisch der Jünger des heiligen Benedikt theilnimmt, dann begreift er, warum es noch immer Mönche gibt. Einen sehr ärmlichen Gegensatz zum Kloster bildet das Städtchen. Wie demüthig, buchstäblich gedrückt, liegt es dem hohen geistlichen Herrenhause zu Füßen! Der Anblick scheint das Sprichwort: »Unterm Krummstab ist gut wohnen,« zu widerlegen. Übrigens muß allerdings zugegeben werden, daß es den Unterthanen geistlicher Herrschaften nicht ganz so schlecht geht, wie denen der weltlichen Grundherrschaft. Die geistlichen Herren können dem, was sie auf der Kanzel salbungsvoll predigen, doch nicht gänzlich durch die That widersprechen, daher schreiten sie gegen zahlungsunfähige Unterthanen seltener zu den strengsten gesetzlichen Maßregeln, als da sind: Execution, Auspfändung, Abstiftung d. i. Vertreibung von Haus und Hof. Doch finden sich Ausnahmen; es gibt Geistliche, die ihren Unterthanen schamlos ins Angesicht sagen: Nicht nach unsern Werken, sondern nur nach unsern Worten sollt ihr euch richten! Dem entspricht dann ein im katholischen Volksgang und gäbes Sprich-

wort gegen schlechte Geistliche; es lautet: Der und der ist ein Schurf — die heilige Weihe ausgenommen! Wobei dann gewöhnlich noch ein frommes: Gott verzeih mir die Sünde, hinzugesagt wird.

Es dürfte manchem Leser nicht uninteressant sein, eine kurze Skizze des Lebens in solchen Herrenklöstern hier zu finden.

Um in ein derartiges Stift aufgenommen zu werden, muß man nach österreichischem Studienplan Gymnasium und Philosophie absolvirt, d. i. also nach österreichischem Sprachgebrauch 8 Jahre studirt haben. Es klingt sonderbar, daß nur absolvirte Philosophen Mönche werden können! Aber die Philosophie, die sie absolviren, ist auch darnach. Da diese reichen Klöster immer sehr viele Candidaten haben, so wählen sie in der Regel nur eminente Studenten, und daher kommt die den Fremden angenehm überraschende, verhältnißmäßig hohe Bildung und Urbanität, die in allen diesen Klöstern herrscht. Von der sonst sprichwörtlich gewordenen mönchischen Unwissenheit und Rohheit, von dem so übel berüchtigten Kloster=Cynismus ist kaum irgendwo eine Spur zu finden; man begegnet in der Regel nur feinen, eleganten, un=terrichteten und oft sehr freisinnigen Männern. Die Aufnahme des Candidaten wird vom Klosterconvent beschlossen, und der Aufgenommene wird, ohne daß er dem Kloster irgend etwas anderes als seine Person darzubringen hat, als Neuling eingekleidet. Unter Ceremonien

die ziemlich einer Todtenfeier gleichen, wird er am Altare seiner weltlichen Kleidung entledigt, und in die Novizenkutte gesteckt. Auch seinen bisherigen Taufnamen verwechselt er mit einem klösterlichen. So tritt er, gleichsam als ein ganz neuer Mensch, sein Probejahr an; und nur in diesem Jahre hat er Klosterpflichten im eigentlichen Sinn zu erfüllen. Der Noviz muß viel beten, und meditiren, strenge Klausur halten, stets demüthig, schweigsam und unterwürfig sein, und je nachdem er einen strengeren Novizmeister hat, mancherlei Kasteiungen vornehmen. Doch da gewöhnlich einige, in der Regel wenigstens zwei Novizen gemeinschaftlich ihr Probejahr bestehen, so wissen sie sich die Prüfungszeit ziemlich zu versüßen. Sie lassen sich das Pfeisichen schmecken, spielen Billard und Karten, singen und musiziren, leben ihre Studentenstreiche nochmal in der Erinnerung durch, und trösten sich über die Langeweile des Noviziats dadurch, daß es eben nur ein Jahr dauert. Ist es überstanden, so tritt der Novize in den Stand der Cleriker, und dadurch wird er ziemlich von allem frei, was man sich sonst gewöhnlich unter klösterlicher Strenge vorstellt. Es beginnen nun die theologischen Studien, deren Vorbereitung schon das Noviziat nützlich und angenehm beschäftigt hat. Manche Klöster haben eigene Hauslehranstalten; wo dies der Fall ist, sind die Cleriker etwas übler daran, weil sie unter strengerer Aufsicht stehen. In der Regel aber beziehen sie die öffentliche Lehranstalt

der Hauptstadt, wo die meisten Klöster große Häuser, »Höfe« genannt, besitzen. Dort stehen die Cleriker lediglich unter der Aufsicht des geistlichen Hofadministrators, und da dieser selber in der Stadt ganz frei lebt, so kommt ein großer Theil dieser Freiheit auch den Clerikern zu gut. Alle Lebensbedürfnisse bis zum Schnupftuch bezieht der Cleriker wie jeder andere Klostermann vom Stifte und dazu ein monatliches Recreationsgeld, welches nach guten Prüfungen gewöhnlich durch eine außerordentliche Zulage vermehrt wird. Eine besondere Einnahme verschaffen sich die Cleriker durch das sogenannte Weingeld. Es ist nämlich jedem Klostermann für den Mittags- und Abendtisch eine so tüchtige Weinportion zugewiesen, daß nur ein Trinker von bedeutender Übung damit fertig werden kann; die Cleriker lassen sich daher gewöhnlich den ganzen Wein in Geld reluiren, was ihnen jährlich 80 bis 100 und mehr Silbergulden einbringt. Sie können dies, selbst wenn sie keine Wassertrinker von Profession sind, leicht thun, da in den Klöstern sehr viele allgemeine und besondere Festtage gefeiert werden, wo der Wein allgemein frei ist, und da sie überdies in jedem Augenblicke aus der Klosterkellerei den besten Wein um einen Spottpreis nach Belieben holen lassen können. Die Ferien, besonders die zweimonatlichen Herbstferien bringen die Cleriker theils im Stifte, theils bei ihren Angehörigen, theils auf Reisen zu, wozu die fleißigeren in der Regel ein besonderes

Reisegeld erhalten. Auf solchen Reisen sind sie natürlich in allen Klöstern nicht nur ihres, sondern jedes Ordens willkommene Gäste, und da alle diese Klöster reich sind und in den herrlichsten Gegenden liegen, so gewähren diese Reisen ungemein viel Vergnügen. Hier muß rühmend bemerkt werden, daß alle österreichischen Klöster gegen alle Studenten, vom jüngsten Gymnasiasten an, freigebigste Gastfreundschaft üben. Jeder Student mit gutem Zeugniß kann in jedem Kloster wenigstens drei Tage (die altdeutsche Zahl) leben, speist mit den Klosterherren an einer Tafel, sieht alle Merkwürdigkeiten des Stiftes und erhält beim Abschied gewöhnlich noch ein Viaticum. Daher wandern die österreichischen Studenten in den Ferien schaarenweise in den schönen Provinzen ihres Vaterlandes herum. Noch sind so viele Klöster vorhanden, daß man bei guter Eintheilung des Weges ziemlich alle Tage eins erreichen kann, und im Nothfall gewähren auch die Pfarrer Gastfreundschaft, zumal wenn sie Stiftsgeistliche sind. Manche Studenten bringen sich von diesen Reisen ganz artige Sümmechen mit nach Hause; viele wandern auf solchen Lustfahrten für ihre ganze Lebenszeit ins Kloster. Deshalb erweisen die Klöster auch besonders denen ihrer Gäste viel Aufmerksamkeit, die gute Philosophen sind. d. h. eben mit gutem Erfolge Philosophie studiren. — Hat nun der Kleriker die gesetzliche Volljährigkeit erreicht, und dieses Klosterleben lieb gewonnen, so »macht



er die Profess, d. h. er legt das Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und Armuth ab. Nur das erste Gelübde hat eine wirklich strenge Bedeutung. Es verpflichtet wirklich zum unbedingten Gehorsam gegen den jedesmaligen Prälaten des Stiftes und bindet für immer nicht nur an den Orden überhaupt, sondern speziell an das einzelne Kloster. Der Prälat vertheilt ganz nach eigenem Gutdünken alle Ämter seines Stiftes, und es kann da allerdings mancher hart behandelt werden. Doch steht ihm im schlimmsten Falle das Recht der Klage bei dem Bischof zu, in dessen Sprengel das Kloster liegt. Kaiser Josef hat bekanntlich die frühere Exemption der Klöster aufgehoben und sie den Bischöfen unterworfen. Das Gelübde der Keuschheit beschränkt sich der allgemeinen Praxis nach lediglich auf die Ehelosigkeit. Sonst herrscht allgemein die alte Klosterregel: *Si non caste, tamen caute*. (Wenn nicht keusch, so doch vorsichtig!) Und selbst diese Regel wird nicht sehr streng beobachtet. Das Volk weiß gar manches zu erzählen, wodurch der bekannte Reim bestätigt wird:

»Sagt, was ihr wollt, es ist nicht gut,  
 Daß Pfaffen nimmer freien,  
 Sie haben ja auch Fleisch und Blut,  
 Viel kräftiger als Laien;  
 Die Folge, die sich draus entspinnt,  
 Ist wahrlich sehr zu schelten,

Wo Pfaffen und Soldaten sind,  
Sind treue Weiber selten.«

Das Gelübde der Armuth erscheint geradezu lächerlich, wenn man die Paläste und das üppige Leben dieser Armen sieht. Es hat auch nur den Sinn, daß der einzelne Klosterbruder für sich selbst nichts besitzt, sondern alles dem Kloster gehört. Dieses aber kann fürstlich reich sein, und jeder genießt davon so viel als möglich. Es erinnert dies an jenen Papst Johann XXII., der ein Vermögen von 25 Millionen Goldgulden hinterließ und dabei ein Werk: »Über die Verachtung der Welt.« —

Nach abgelegtem Gelübde tritt der Cleriker in die vollen Rechte eines Conventualen ein, nur kann er nicht Prälat, Prior u. dgl. werden, so lang er nicht auch zum Priester geweiht ist. Dies wird er nach vollbrachtem theologischem Studium, und nun tritt er entweder auf den Stiftspfarreien in die Seelsorge ein, oder erhält ein Lehr- oder Klosteramt. Die beliebtesten Klosterämter sind die des Küchen- und Kellermeisters, des Kastners, Kämmerers, Waldschaffners. Für wissenschaftliche Köpfe sind prachtvolle reiche Bibliotheken, Naturalien-, Münzen-, Antiquitätensammlungen, physikalische und technologische Cabinette, Bildergallerien vorhanden. Die Klöster halten politische und wissenschaftliche Zeitschriften, auch verbotene; die Strauß-, Feuerbach-, Bruno-, Bauer-Literatur, die deutschkatholischen und lichtfreund-

lichen Streitschriften sind in jeder dieser Klosterbibliotheken zu finden! Die Klöster besitzen große Ländereien mit vielen tausenden von robot- und zehutpflichtigen Unterthanen, sie üben alle grundherrlichen Privilegien der adeligen Gutsbesitzer aus, stellen die weltlichen Gerichts- und Verwaltungsbeamten an, haben das Forst-, Jagd-, Fischerei-, Brau- und Schankrecht u. dgl. m. Jeder einzelne Stiftsherr kann sich mit vollem Recht als Mit-eigenthümer aller dieser Herrlichkeiten betrachten, und als solcher edelmännische Passionen befriedigen, was für Menschen, die größtentheils aus den untersten Ständen stammen, keinen geringen Reiz ausübt. Der Prälat wird in Beisein eines Regierungscommissärs von den Conventualen gewählt. Jeder geweihte Profeß hat actives und passives Wahlrecht. Der Prälat hat im vollsten Sinne des Wortes eine wahrhaft fürstliche Stellung. — Was Wunder, daß solche Genüsse und Aussichten noch immer tausende ins Kloster ziehen! Das eigentliche Mönchsweesen ist für sie nicht einmal dem Namen nach vorhanden; sie werden allgemein und amtlich nur Stiftsgeistliche titulirt. Wahrlich in einem so aristokratischen Lande wie Oesterreich, wo alle weltlichen Würden den Adelligen und Reichen vorbehalten sind, kann es für die Abkömmlinge armer Bürger und Bauern gar keinen lockenderen Lebensberuf geben als diesen klösterlichen. Sehr viele dieser Herrenmönche leben auch äußerst zufrieden und glücklich; man sieht es ihnen an,

den runden blühenden Gesichtern, an den glänzenden Augen an. Doch sind diese Klöster im allgemeinen keineswegs Sitze der Zufriedenheit. Eifersucht und Amterneid unter den Brüdern ist nicht die einzige Ursache davon. Diese Qual kommt auch in andern freien Lebensverhältnissen vor, ist aber im Kloster, wo die Genossen lebenslänglich aneinander gefesselt sind, allerdings drückender. Aber der Zeitgeist leuchtet auch in diese Klosterräume, und zwar um so mehr, je weniger man sich dagegen ängstlich verwahrt. Mancher dieser Klosterbrüder lernt erst durch die Bildung, die er sich in der Stille seiner gemächlichen Zelle und aus der Klosterbibliothek erwirkt, das Kloster als einen Kerker des Geistes erkennen und verabscheuen. Und nun ist es zu spät! Er fühlt, daß er mit seiner jetzigen Bildung auch draußen im freien Leben bestehen könnte; aber es ist zu spät! Als werdender Mensch ist er ins Kloster getreten, und nun muß er als fertiger Mensch drin bleiben auf Lebenszeit, obwol seine Menschheit sich dagegen empört. Dazu kommt, daß diese Geistlichen, weil sie ziemlich frei mit der Außenwelt verkehren, gar oft die Weiblichkeit mit ganz andern Gefühlen betrachten lernen, als jene sind, die nach der oben angeführten Klosterregel befriedigt werden können. Welche Seelen- und Herzensqual! Ein in hohen Klosterwürden stehender Geistlicher sagte offenherzig zu uns: »Dieser Ordenshabit ist fein und glänzend, aber glauben Sie mir, er

ist schwer, er ist für gar viele ein tödtliches Folterhemd des Geistes und Herzens!« Gerade in dem pracht- und freudestrahlenden Melk hat sich dies erst unlängst durch eine schauerliche That bewiesen. Hier lebte der als Gelehrter und Dichter rühmlich bekannte M. Ent. Jung war er ins Kloster getreten, weil er es für ein friedliches Asyl wissenschaftlichen Strebens gehalten. Aber als er reifer wurde im Leben und in der Wissenschaft, da fühlte er sich plötzlich im Kerker. Er war Professor der Humanitätsstudien am Klostersgymnasium! Er sollte die Alten erklären, sollte die Geschichte der Griechen und Römer lehren als Mönch! Er vermochte es nicht; er sprach zu seinen Schülern als Mann der Wissenschaft und als Mensch. Da kamen Ermahnungen und Warnungen, da kam endlich die Absetzung. Nur mit dem Lehramt hatte Ent sein Klosterleben noch ertragen können; durch das Lehramt fühlte er sich in Verbindung mit dem Leben, war er im Stande für's Leben lebendig zu wirken. Nun sollte er in klösterlicher Unthätigkeit ein unfruchtbares zweckloses Dasein hinschleppen. Das ertrug er nicht. Er stieg hinunter von der stolzen Höhe, worauf das Kloster thront, und begrub seinen Gram in der Tiefe der Donau! — Der Fall machte großes Aufsehen in Oesterreich, zumal da fast zur selben Zeit aus einem andern Kloster ein theologischer Professor entsprungen, mit einer Wiener Bürgerstochter ins Ausland geflohen und Protestant geworden war. Die

Bischöfe visitirten nun die Klöster, und verhängten strengere Klausur und Mönchsacht. Wird, kann sie das Übel bessern?

Nachdem wir dies alles vernommen und ernstest Sinnes erwogen hatten, kam es uns in der prächtigen Abtei gar unheimlich vor. Wir eilten auf die Straße hinaus, wo die Nibelungen aus goldenen Gefäßen goldigen Wein getrunken, und zogen mit ihnen weiter ins Donauthal hinab, bis wo die grüne Traisen mit freudigem Lebensmuth der Donau zueilt.

„Bi der Treisem hete der künik von Hiunen lant  
eine burg vil riche, diu was wol bekant,  
geheizen Treisemure.“

Traismauer steht noch an der smaragdnen Traisen, aber von der reichen und wohl bekannten Königsburg, wo Kriemhilde vier Tage geweilt, ist keine Spur zu finden. Auch Mautern, wo der Königsbraut, wie überall viel Ehre widersuhr, steht noch an der Donau und wird wegen seiner langen Brücke zu den Merkwürdigkeiten des Erzherzogthums gezählt. Es ist aber diese Brücke, wie die zu Linz und Wien, ein elender hölzerner Bau, der mit seinen vielen eng aneinander stehenden Jochen bei der starken Strömung die Schifffahrt außerordentlich erschwert und gefährdet. Erst vor wenigen Jahren ereignete sich an der Brücke von Mautern ein gräßliches Unglück. Ein Schiff voll frommer Wallfahrer wurde von der Strömung an ein Brückenjoch getrieben,

schlug um, und die meisten der Andächtigen ertranken. Und womit tröstete man sich im frommen Österreich über dieses Unglück? Damit, daß die Mutter Gottes Maria an den Leuten ein besonderes Wohlgefallen gehabt und sie deshalb zu sich in den Himmel gerufen hätte. Sie hatten nämlich eben an drei heiligen Orten, zu Mariazell, auf dem Sonntagsberg und zu Maria-taferl den weiblichen Gott der katholischen Welt verehrt.

Gegenüber von Mautern am linken Donauufer liegen die Städte Krems und Stein, und das Und dazwischen ist ebenfalls ein Ort, ehemals ein Kapuzinerkloster, jetzt eine Kaserne. Die witzigen Alten hatten das Kloster Und genannt, um den Fremden fragen zu können: Was liegt zwischen Krems und Stein? — Antwort: Und. Auch jetzt entgeht man dieser Frage selten.

Krems ist nach Wien und Linz die volkreichste Stadt des Erzherzogthums, jetzt aber durchaus ohne alle Bedeutung, während es im Mittelalter so mächtig war, daß die Kaiser für nothwendig hielten, von wichtigeren Regierungsentschlüssen dem Magistrat von Krems besondere Anzeige zu machen. Gegenwärtig wirkt Krems auf das Vaterland nur durch Senf, sauren Wein und Piaristenphilosophie. Die politische Bedeutung der Stadt aber besteht darin, daß sie, wie auch Stein, zu den 18 Landesfürstlichen Orten gehört, die nebst Wien auf dem niederösterreichischen Landtag repräsentirt sind. Nach altem sehr charakteristischem Sprachgebrauch werden diese

Orte die »mitleidenden« genannt, die Bürgerdeputirten des Landtags aber heißen in alten Urkunden die »gueten Leuth.« Gegenwärtig geht die Güte dieser guten Leute so weit, daß sie sich's gefallen lassen, auf dem Landtage unmittelbar nach Verlesung der kaiserlichen Postulate, wenn die Berathung über dieselben beginnt, den Saal verlassen zu müssen! Erst auf dem letzten Landtag (1847) haben — nicht die Bürger, sondern die Adelligen darauf angetragen, daß jene den Bürgerstand entehrende Gewohnheit aufhöre.

Unweit von Mauern steht auf freier Höhe das Benediktinerkloster Göttweih, an Bracht, Reichthum und Gelehrsamkeit mit Melk wetteifernd. Über die Gründung desselben durch Bischof Altmann von Passau (1075) verlautet eine interessante Sage.

Altmann befand sich als Jüngling mit zwei Schulgenossen, Adalbert und Gebhard auf einer Wanderung in Oesterreich. Sie hatten sich müde gegangen und labten sich am Fuße des Göttweihberges aus einer frischen Quelle. Im Gegensatz zu ihrer dürstigen Gegenwart schwärmten sie in hohen Zukunfts träumen und ihre jugendkühne Hoffnung stieg so mächtig, daß sie sich als Bischöfe sahen. Da nahmen sie sich fest vor, alles anzuwenden, um wirklich Bischöfe zu werden. Damit aber der Himmel seinen Beistand nicht versagen möchte, gelobte jeder, im Erfüllungsfall ein Kloster zu stiften. Und wirklich wurden alle drei Bischöfe; Altmann zu



Passau, Adalbert zu Würzburg, Gebhard zu Salzburg. Da lösten sie getreulich ihr Gelübde.

Wir saßen zu Krems auf dem Altan eines Gasthauses und blickten sinnend in das Wogengedränge der Donau hinab. Darin wurden wir von Zeit zu Zeit durch das Erscheinen eines reizenden Wirthstöchterleins unterbrochen, das sittsam dienstfertig ab und zu ging und jedesmal von einigen Offizieren mit ausnehmend faden Zweideutigkeiten geschmeichelt wurde. Dabei warf das liebe Mädchen immer einen Blick auf uns, und es kam uns vor, als wollte sie uns sagen, wie lästig ihr die Gecken wären, als forderte sie uns zum Mitleid auf, als suchte sie in unsrer stillen Huldigung Entschädigung für jene rohe Schmeichelei. Wir blieben länger, als wir gewollt, um die Liebliche noch öfter zu sehen, um von ihrer zarten Hand noch manches Labniß zu empfangen, das ihr freundlicher Blick uns Schwärmern zum Nektar weihte.

Vor uns lag die graue Wienerzeitung. Rauschend blätterte der Wind in ihr, als wollte er uns auf dieses geheimnißvolle Staatsorakel Osterreichs aufmerksam machen. Aber wir lasen lieber die Runenschrift im Wellengekräusel der Donau, und noch lieber die Lichtgedanken im Auge des holden Mädchens. Was sollte uns auch auf einer Nibelungenfahrt die Wienerzeitung nützen. Konnten wir hoffen darin den Nibelungenhort zu entdecken?

Seitwärts am Balkongeländer saß, mit dem Gesichte uns zugekehrt, ein kräftiger Bürgermann, in der Tracht der guten alten Zeit. Über ihn weg mußten wir in die Donau blicken, und da bemerkten wir denn, wie der Mann unsere Blicke gierig auffing, wie es ihn mächtig drängte, mit uns ein Gespräch anzufangen. Überall ist es für den Kleinbürger eine wahre Wollust, mit Fremden zu plaudern und sich von ihnen mitunter recht tüchtig belügen zu lassen; mehr als irgendwo aber ist dies in Österreich der Fall, wo die guten Leute gern recht viel von der Welt wissen möchten und so wenig zu hören bekommen. Doch obwol wir dies mitleidig erkannten, munterten wir doch unsern Nachbar durch keinen Blick auf, uns näher zu kommen, denn wir wollten in unserer stillen Seligkeit nicht gestört sein. Da erhob sich der Mann plötzlich, blickte auch eine Weile auf die Donau hinaus, trat dann zu uns und sprach: Nicht wahr, meine Herren, wir haben ein schönes Land, und das Land hat schöne Mädels?

Sie sind zu beneiden, antworteten wir und schwiegen wieder. Nicht also der gute Kremser Philister.

Haben Sie die heutige Zeitung gelesen? frug er.  
Nein!

Sie halten wol nicht viel von unsrer privilegirten Zeitung? Nun, Sie dürfen's glauben, wir Österreicher selber nicht. Wir halten sie, weil wir halt keine bessere haben; und sie bringt uns wenigstens recht viel

Papier zu allerhand Zwecken ins Haus. Heut aber ist doch ein Artikel drin, über den sich viel denken und sagen laßt. Er handelt von den fürchterlichen communistischen Umtrieben draußen in Deutschland. Das Ding wird so entsetzlich geschildert, daß man gleich glauben sollt', man müßt' all sein Geld tief vergraben, oder noch besser, es in die Staatskassa zum Aufheben geben. Nun dort wär's halt ja gut aufgehoben!

Wir erschrafen. In einer österreichischen Stadt, an öffentlichem Ort, in Gegenwart österreichischer Offiziere von communistischen Umtrieben zu sprechen, und mit solchen Glossen! Mit geheimem Grauen sahen wir den Mann an; allein er blickte uns so gutmüthig und ehrlich ins Auge, daß der böse Verdacht, der alle Fremden in Osterreich beunruhigt, verschwand. Einer von uns wagte daher die Äußerung:

Nach das Ding ist nicht so gefährlich; es ist nur wieder ein neues Gespenst, mit dem die Kinder geschreckt werden sollen.

Das freut mich, daß Sie meiner Meinung sind, versetzte der Mann und saß nun schon fest bei uns. Aber hören Sie, meine Herren, es gibt ein Sprichwort, das sagt, man soll den Teufel nicht an die Wand malen!

Das ist ein wahres Wort! riefen wir erfreut; das sollten Sie in die Wienerzeitung drucken lassen!

Das will ich fein bleiben lassen! sprach der Mann und schüttelte sich vor Lachen. Was aber den Communismus, wie ich ihn versteh, betrifft, fuhr er mit etwas gedämpfter Stimme fort, so haben wir ihn bei uns zu Lande schon längst, und zwar, was man so sagt, von Rechtswegen. Unsre lieben Obrigkeiten und Herrschaften halten längst Gütergemeinschaft mit uns. Sie greifen in unsern Sack, so oft's ihnen beliebt, sie ziehen uns den Rock vom Leib, sie schnappen uns den Bissen vom Mund weg; und gar die uniformirten Herren, wie die dort drüben, die Gelbschnäbel, die halten mit uns nicht nur Gütergemeinschaft, sondern sogar Gemeinschaft der Weiber. Und unsre geistlichen Herren machen es nicht besser, sondern noch schlechter!

Das war unsern censirten Ohren denn doch zu stark. Plötzlich standen ernst warnend Eisele und Beisele vor uns, wie sie in Wien überall von einem horchenden Schatten verfolgt werden. Wir antworteten dem kühnen Sprecher nur mit einem sardonischen Lächeln, suchten Rettung in der Wienerzeitung und hielten sie dem vermeintlichen Versucher wie ein schützendes Amulet entgegen. Der Mann saß eine Weile schweigend und trommelte auf dem Tische. Dann sprang er, offenbar beleidigt, auf, sprach halblaut zu uns: Ja, meine Herren, wir Österreicher sind nicht so dumm, wie wir aussehen; und ging. Stolz schritt er an den Offizieren vorüber und blickte sie, ohne zu grüßen, scharf an. In

der Thüre trat ihm das Mädchen entgegen, reichte ihm die Hand und sprach liebeich ehrfürchtig: Schon fort, lieber Herr Better? Nun wir haben wol heut noch einmal die Ehre. — Er nickte ihr freundlich zu und verschwand.

Nun verfielen wir in einen Theil des Lasters, welches wir dem wackern Mann mißtrauisch zugemuthet. Wir frugen das Mädchen, wer er wäre.

Ein steinreicher Bürger von hier, und ein gar erfahrner und geschaidter Mann, der für Jeden Rath weiß und auch gern hilft, wo zu helfen ist. Drum ist er aber auch bei den Herren nicht gut angeschrieben; sie sagen, er heßt das Volk auf. Aber sie können ihm nicht beikommen, denn er zahlt seine Steuern, lebt rechtschaffen und ist auch klüger als sie alle miteinander.

Im ersten Augenblick dachten wir daran, ihn aufzusuchen und zu versöhnen. Aber wir unterließen es. Ein so vielfältig verkannter Patriot wird es ertragen können, auch von uns verkannt worden zu sein. Und eben weil er ein ehrlicher österreichischer Patriot ist, wird er unsre Scheu entschuldigen. Lieb wäre es uns, wenn ihm dieses Buch, worin seine Ehre und unsre Schande aufgezeichnet ist, zu Gesicht käme. Wir würden es ihm zuschicken, wenn wir nicht fürchten müßten, dadurch den wackern Mann zu denunciren.

Die Offiziere mochten etwas von der Rede gehört haben, oder sie vermutheten, was wir gesprochen, weiß

ſie den Mann kannten. Sie rächten ſich nun durch laute Wißeleyen über die Mode des Barttragens! Wie kriegeriſch! Wir mußten die Satyre auf uns beziehen, denn wir erfreuten uns männlichen Bartſchmuckes. Doch ignorirten wir die knabenhafte Ausforderung, und zwar aus Mitleid, denn es war ja bekanntlich den öſterreichiſchen Offizieren, mit Ausnahme der Uhlanen und Suſaren verboten einen Bart zu tragen!

Wir waren ſo ernt geſtimmt, daß uns ſelbſt die Nähe der Holden, die ſich jetzt unausſprechlich reizend über das Balkongeländer hinausbog, nicht mehr feſſelte. Wir brachen auf. Das Mädchen begleitete uns, glückliche Reife wünſchend, in die Stube. Da entfiel ihr eine Blume, die ſie am Buſen getragen. Einer von uns hob ſie eilig auf und bat, ſie behalten zu dürfen. Lächelnd gewährte es die Liebliche, ſprang zu einem Tiſche, wo ein Strauß ſtand, und mit einem freundlich unbefangenen: Da ſind noch mehr Blumen, gab ſie jedem von uns eine. Wir bewahren ſie noch immer als Liebes Andenken an die ſüße Geberin. Möge ſie fortan in jungfräulicher oder fraulicher Hoheit die Anmaßung der Schwertträger zurüchſchrecken und noch viele Fremde durch ihre gaſtliche Anmuth erfreuen! —

Aus der Geſellſchaft der milchbärtigen und geſchorren Offiziere verſetzten wir uns mitten in das Männergetümmel von König Gkels Heldenschaaren, die auf

allen Wegen heranzogen, um die Braut ihres Königs zu empfangen.

Diu Ezelen herschaft was so wit erkant,  
 daz man z'allen ziten in sine hove vant  
 die allerbesten rekken, von den je wart vernomen  
 under Kristen und under heiden: die waren gein der  
 briute (Braut) komen.

Christen und Heiden lebten in Ezels Gefolge, jeder unangefochten nach seiner Art und Weise. »Daz schuof dez kuniges milte, daz man allen gap gennok.« Woraus man sieht, daß der wilde heidnische Ezel vielen christlichen Fürsten der gebildetsten Zeiten ein Muster sein könnte.

Bis Traismauer ritt das königliche Gefolge der hohen Braut entgegen.

»Von vil maniger sprache sah man uf den wegn  
 vor Ezelen riten, vil manigen kuenen degn,  
 Kristen unde heiden, vil manig witiu schar,  
 Da si ir vrouwen vunden, si vuoren vrolich dar.

Von Rinzen unt von Kriechen reit da vil manik man,  
 Polanen unde Vlachen, den sah man ebene gan  
 ir pfaerit und ros diu guoten, da si mit kresten riten,  
 swaz si site habeten, oer wart vil wenik iht vermiten.

Von dem lande uz Kiewen reit ouch da manik man,  
 und die wilden Peschenäre; da wart des vil getan  
 mit den bogen schiezen, zen vogelen die da vlugen,  
 ir pfile si vil sere mit kraft unz an die wende zugen.

König Ezel selber war aufgebrochen, als ihm die frohe Kunde von der Ankunft der ersehnten Braut geworden. Zu Tulu an der Donau fand die Zusammenkunft statt.

«Ein stat bi Tuonouwe lit in Osterlant  
Diu ist geheizen Tulne.»

Da erst zog das ganze fürstliche Gefolge dem König voraus.

„Vor Ezelen dem richen ein gesinde reit,  
vro in hohem muote, hovesch und ouch gemeit,  
wol vier unt zweinzig vürsten rich und her,  
daz si ir vrouwen sähen, da van ne gerten si niht mer.

Der Herzoge Kamunk uzer Vlachen lant  
mit sibem hundert mannen kom er vür si gerannt;  
sam die wilden vogele so sah man si varu  
do kom der vürste Gibeche mit vil herlichen scharn.

Hornboge der snelle wol mit tusent man  
kerte vonne künige gein siner vrouwen dan.  
vil lute wart geschallet nach dez landes siten,  
von den Hiunen magen wart ouch vil sere gerit n.

Do kom von Tenemarke der kuene Hawart,  
Und Irink der starke, vor valsche wol bewart,  
Und Irnrit von Düringen ein vürste lob sam,  
Die empfiengen Kriemhilde, als ez ir eren wol gezam.

Mit zwelf hundert mannen, die heten s' in ie schar  
ouch kam der Herre Bloedelin mit tusent helden dar,  
dez Ezelen bruoder uz der Hiunen lant,  
der ilte mit den sinen, da er die küniginne vant.



Do kom der künik Ezele und ouch Herre Dietrich  
mit allen sinen degenen; da was vil lobelich  
manik ritter edele, biderb unde guot;  
des wart der künigenne ein teil gesenftet det muot.

Und nun sprach Herr Rüdiger von Böchlarn zu  
Kriemhilden: »Frau, hier will euch der König, euer  
Herr empfangen; den ich euch zu küssen rathe, den küs-  
set.« Nun hob man die schöne Frau vom Pferde, und  
zwei reiche Fürsten trugen ihr das Kleid, »do ir der  
künik Ezele hin begegne gie, da si den vürsten edele  
mit kusse guetlich enpfiere.« Und alle, die sie sahen, sag-  
ten, daß Frau Helke nicht schöner könnte sein. Drauf  
beglückte Kriemhilde nach Herrn Rüdigers Anweisung  
auch Herrn Blödelin, König Gibechen, Herrn Dietrich  
und noch zwölf andere Recken mit einem Kusse. Trom-  
peten und Hörner erklangen, und die Recken alle zogen  
zum ritterlichen Waffenspiele, während Kriemhilde mit  
dem König in einem reichen Gezelte Platz nahm. »Do  
stount dem künige Ezelen harte hohe der muot.«

»Waz si zesamene redeten, daz ist mir unbekant,  
wan zwischen sinen handen was ie wiziu hant;  
si gesazen minnekliche, da Ruedeger degen  
den künik nicht lazen wolde der vrouwen heimliche pflegen.«

Über Nacht hielten sie süße Ruhe, am nächsten  
Morgen aber ritten sie »von Tulne ze Wiene zu der  
stat.« Dort kam Ezel ans Ziel seiner glühenden  
Wünsche.

„Die Hochzeit was gevallen an einen pfinkstak,  
do der künik Ezele bi Krimhilde lak  
in der stat ze Wiene!“

Siebzehn Tage lang dauerte die Hochzeitfeier. Am achtzehnten Morgen verließen die Glücklichen Wien und zogen weiter an der Donau nieder. »Be Heimburk der alten si waren über nacht.« Hier verläßt der Nibelunnenzug den deutschen Boden, und verliert sich in Ungarn in unbekante Fernen.

In Tulln fand Ezel seinen Nibelungenhort, in Wien genoß er ihn. Wo finden wir den unsrigen? wo und wann werden wir ihn genießen? Sollen wir ihn im stillen idyllischen Tulln, oder im brausenden babylonischen Wien suchen? Oder ist er im Schoße der fruchtbaren Hungaria verborgen?

Ja, in Österreich liegt er vergraben der reiche Schatz des Ruhmes, der Machtfülle und Herrlichkeit! Wer wird ihn heben? Wer wird das Wort aussprechen, welches die bösen Dämonen bannt, die den Schatz bewachen? Ist er schon geboren der Heiland Österreichs und Deutschlands, und wird er der Mordgier der polizeilichen, diplomatischen und hierarchischen Herodesse entgehen?